Aus der katholischen Welt

Von Friedrich Ritter von Lama.

Zu Castelgandolfo, wo sich die jetzt vom Hl. Vater nach über einem halben Jahrhundert Leerstehens bezogene Sommerresidenz der Päpste befindet, sind auch die Landhäuser mehrerer römischer geistlicher Kollegien. So wie in Rom sind auch hier die nächsten Nachbarn des Papstes die Alumnen des internationalen Kollegs der Glaubensverbreitung (Propaganda). Es lag daher nahe, daß sie als die ersten erschienen, um ihrem hohen Nachbarn recht gute Erholung zu wünschen. Kardinal Fumasoni-Biondi, der bekanntlich heute an der Spitze des Missionswerkes der Kirche steht, war der Sprecher. Der Heilige Vater dankte seinen „lieben Jungen", wahren Soldaten Christi (aus 34 verschiedenen Völkern), die sich jetzt wappnen für die großen Eroberungen der Wahrheit und des Glaubens in der Welt. So oft habe er drinnen in Rom mit eigenen Augen ihr seinem römischen Wohnsitze so nahegelegenes Haus (auf dem gegenüber liegenden Janiculus) betrachtet, und nun seien sie auch hier seine Nachbarn, wo sie nach den Mühen des Studiums und der Ausbildung ein gutes Recht auf verdiente Ruhe hätten, die aber auch im richtigen Verhältnis zu dem empfundenen Bedürfnis zu stehen habe. Was ihn selbst betreffe, so gehöre er nachgerade zum seit langen trockenen Holze; bei ihnen aber handle es sich noch um junges Holz, zarte Pflanzen im vollen Wachstum und in ihrer Blüte, um die Vorbereitung auf reiches Fruchttragen. Der Papst erinnerte noch daran, daß für die Christenheit die Wohltat des Heiligen Jahres noch immer fortdauere, und schloß mit besten Wünschen für diejenigen, die eines Tages die Diener und Verbreiter der Erlösung in der ganzen Welt zu werden berufen seien.

Der Empfang einiger Vertreter der internationalen Filmpresse hat der Papst benutzt, um zu der Frage der unmoralischen Filme ein sehr ernstes Wort zu sprechen und alle Anständigen der ganzen Welt zur Abwehr der schweren Gefahren, die von schlechten Filmen ausgehen, aufzurufen. Dabei rückte er vor allem die Verantwortung der Presse in den Mittelpunkt. „Wäre das Kino", so sagte er unter anderem, so wie es ist, und würde es soviel Böses verbreiten, wie es tatsächlich verbreitet, wenn die Presse es nicht unterstützte und statt dessen entschlossen die Unmoral bekämpfte? Ist das Kino nicht vielleicht zu einem großen Teil das, was die Presse aus ihm macht? Diese Frage ist sehr ernst. Es handelt sich nicht um ein rein religiöses Interesse, sondern um fortgesetzte Attentate auf die christliche Moral oder auch einfach auf eine natürliche und allgemeine menschliche Sittlichkeit. Man muß auf das Kino dieselbe Auffassung anwenden, die das große Gottesgeschenk der Kunst bestimmen und regulieren soll. Die Kunst aber hat die wesentliche Aufgabe und den eigentlichen Daseinszweck, die moralische Existenz des Menschen zu vervollkommnen, und deshalb muß sie selbst moralisch sein. Andernfalls wäre sie sinnlos und schädlich. Wir wiederholen also: Wäre das Kino so schlecht und moralisch so verdorben, wenn die Presse sich entschlossen gegen unmoralische Filme zur Wehr setzte? Wir richten diese besorgte und bekümmerte Frage an alle, die es angeht, und Wir bitten die Anwesenden, diese Frage an alle weiterzugeben. „Oft habe man, fuhr der Heilige Vater fort, auf die Klagen über unmoralische Filme geantwortet: Man gebe uns Stoff für moralische und religiöse Filme, und wir werden auch solche machen. Das sei nicht die richtige Antwort, nein, es handele sich nicht darum, auch religiöse Filme herzustellen und sie zusammen oder abwechselnd mit den unmoralischen Filmen vorzuführen: Das ganze Kino müsse moralisch sein und zur Moral erziehen. Erfreulicherweise seien in vielen Ländern jetzt stark. Volksbewegungen gegen unmoralische Filme entstanden, an denen nicht nur die Katholiken, sondern alle Anständigen teilnähmen. Auch die Regierungen hätten sich hier und da schon mit dieser Frage befaßt, wenn auch nicht mit dem vollen Erfolg, den man erwartet habe; denn es sei immer leichter, Gesetze zu machen, als sie anzuwenden. Deshalb müsse die ganze Oeffentlichkeit mithelfen, und die internationale Filmpresse werde sich große Verdienste erwerben, wenn sie sich in den Dienst dieses heiligen Kampfes für das Gute stelle.

Wir stehen vor einer öffentlichen Kundgebung der belgischen Bischöfe zu den Mutter-Gottes-Erscheinungen von Beauraing, denn die Prüfung ist beendet und das Ergebnis ist — das darf heute schon gesagt werden — ein durchaus günstiges.

Konnersreuth erhielt vor einiger Zeit den Besuch der Bischöfe von Campinas und Santarem in Brasilien, von Monterey-Fresno, Lafayette und Marquette in den Vereinigten Staaten. — Ein Fall von schwerster diabolischer Besessenheit fand durch Konnersreuth in letzter Zeit seine vorläufig befreiende Lösung.

Personalchronik der Erzdiözese Köln. Pfarrer F. Küppers in Rommerskirchen wurde zum Definitor der zweiten Definition im Dekanate Grevenbroich ernannt. Neupriester Joh. Pesch erhielt seine erste Kaplanstelle in Wülfrath-Düssel (St. Maximinus).

Versetzt wurden Pfarrer L. Lummerich von Brauweiler nach Pulheim und Kaplan M. Abts von Köln-Buchforst (St. Petrus Canisius) nach Oberhausen (Herz Jesu).

Pfarrer A. Peitz in Esch (Dekanat Lövenich) wurde in den einstweiligen Ruhestand versetzt.

Gestorben ist Pfarrer Frz. Radermacher, zuletzt in Kirchberg (Diözese Aachen), 65 Jahre alt. R. i. p.

Hl. Weihen. Se. Eminenz der Hochwürdigste Herr Kardinal und Erzbischof erteilte am 27. Juli in der Hohen Metropolitankirche 9 Diakone des Erzbischöflichen Priesterseminars, 2 Professen des Karthäuserordens, 11 Professen des Dominikanerordens die hl. Priesterweihe und gleichzeitig 19 Ordinanden des Erzbischöflichen Priesterseminars die hl. Subdiakonatsweihe.

Am selben Tage erteilte der Hochwürdigste Herr Weihbischof Dr. Joseph Hammels im Auftrage Sr. Eminenz in St. Mariä Himmelfahrt zu Köln 65 Subdiakonen des Erzbischöflichen Priesterseminars und 8 Professen des Dominikanerordens die hl. Diakonatsweihe.

Personalchronik der Diözese Aachen. Heilige Weihen. Am 10. August spendete der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Joseph Vogt in der Hohen Domkirche zu Aachen acht Diakonen des Bistums Aachen die heilige Priesterweihe. Im Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Bischofs erteilte am selben Tage der Hochwürdigste Herr Weihbischof Dr. Stärker in der Seminarkapelle drei Alumnen des Priesterseminars die Subdiakonatsweihe, 29 Alumnen des Priesterseminars und einem Franziskaner aus dem Kloster M.-Gladbach die heilige Diakonatsweihe.

Zwei Männer gingen durch eine Wüste.

Es gibt zwei Arten von Güte — sagte ein indischer Weiser —, die Güte, die das tut, was getan werden muß, und die Güte, die das tut, was getan werden muß und außerdem ein wenig mehr. Ein Beispiel hierfür:

Zwei Männer gingen durch eine Wüste. Sie wurden vom Durste gequält und suchten eine Stelle, wo sie nach Wasser graben könnten. Endlich fanden sie eine. Sie gruben nach, tranken und gingen gestärkt von dannen.

Nach einer langen Strecke Weges trafen sie einen anderen durstigen Mann, der aber nichts bei sich hatte, womit er hätte nach Wasser graben können.

Eine der Männer prüfte das Gelände und sagte: „Nimm mein Grabscheit, grabe nach und du wirst deinen Durst löschen können."

Da sagte der andere Mann: „Grabe — ich werde dir helfen." Er beugte sich zur Erde und arbeitete neben dem Dürstenden. Welcher von beiden war der Bessere?

Dieser zweite Mann war es, denn Güte heißt nicht nur das Gute tun, das man tun muß, sondern etwas zu dem hinzufügen was unsere Pflicht gebietet. Sie bekätigt sich auch, wo es ein Opfer kostet, denn wahre Güte ist stets opferbereit! Wieviel Gelegenheit, solche zu üben, bietet sich uns Tag für Tag. Ja fast jede Stunde gibt es Gelegenheit, dem Nächsten durch eine Handreichung, eine Mithilfe einen Dienst zu erweisen und so wahre Güte zu bekunden. Zögert nicht, edle Caritas erwartet solche Beweise der Güte von euch!

Katholische Kirchenzeitung

für das Erstgebiet.

Nummer 34. — Sonntag, den 26. August 1934. — 8. Jahrgang.

Nachdruck verboten.

Gottesdienst-Ordnung.

Bedburdyck.

Sonntag, den 26. August 1934.

14. Sonntag nach Pfingsten:

Pfarrkirche.

6.30 Uhr Frühmesse mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen. 8 Uhr Kindermesse. 9.30 Uhr Hochamt.

Nachmittags: 3 Uhr Andacht zu Ehren der hl. Familie; darauf Predigt für die Frauen; nach der Predigt Generalversammlung der Frauenkongregation (Sterbekasse) im Jugendheim.

Werktags.

Montag: 8 Uhr Jahrgedächtnis für Frau Magdalena Kessel.
Dienstag: 8 Uhr Jahrgedächtnis für Eheleute Matthias Breuer und Sophia Broich.
Mittwoch: 8 Uhr Jahrgedächtnis für Heinrich Fervers.
Donnerstag: 8 Uhr Jahrgedächtnis für Eheleute Johann und Adelgunde Broich.
Freitag: 7 Uhr Austeilung der hl. Kommunion. 8 Uhr hl. Messe.
Samstag: 8 Uhr Stillmesse; abends 6 Uhr Salveandacht.

Nächsten Sonntag gemeinschaftliche hl. Kommunion der Männer.

St.-Nikolaus-Kloster.

6.30 Uhr Frühmesse mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen. 9.30 Uhr hl. Messe. Nachmittags 4 Uhr Andacht.

Werktags: hl. Messe um 6.30 Uhr.

Nächsten Sonntag gemeinschaftliche hl. Kommunion der Männer.

Kapelle auf Schloß Dyck.

Sonntag und Freitag hl. Messe um 8.30 Uhr.

Garzweiler.

Sonntag, den 26. August 1934.

7 Uhr Frühmesse mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen und Mütter. 9 Uhr Hochamt. ½3 Uhr Andacht.

Werktags

Montag: 7 Uhr gestiftetes Jahrgedächtnis für Anna Maria Göbels.
Dienstag: ½7 Uhr hl. Messe im Kloster zu Ehren des hl. Augustinus.
Mittwoch: 7 Uhr erstes Jahrgedächtnis für Hermann Bierewirtz.
Donnerstag: 7 Uhr Segensmesse für Emilie Langen geb. Karl.
Freitag: 7 Uhr Jahrgedächtnis für Joseph Mertens und Catharina Huppertz.
Samstag: 7 Uhr Seelenamt für Frau Maria Catharina Müller geb. Pick.

Nächsten Sonntag gemeinschaftliche hl. Kommunion der Männer.

Herrenshoff.

Sonntag, den 25. August 1934.

7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Frauen. ½10 Uhr Hochamt. ½3 Uhr Andacht.

Werktags.

Montag: 9 Uhr Hochamt für die verstorbenen Mitglieder der St.-Hubertus-Bruderschaft.
Dienstag: 9 Uhr Hochamt für die gefallenen Krieger des Rektoratsbezirks.

Kapellen.

Sonntag, den 26. August 1934.

½7 Uhr erste hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Monatskommunion der Frauen und Mütter. 8 Uhr Kindermesse. ¼10 Uhr Hochamt (Choral). ½3 Uhr Andacht.

Werktags.

7¼ Uhr hl. Messe.

Kleinenbroich.

Sonntag, den 26. August 1934.

3. Festsonntag zu Ehren des hl. Donatus:

6 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion des Mütter vereins. 7¼ Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion des Jahrganes 1933, I. Abt. ½10 Uhr Hochamt. Nach der hl. Messe ist Gelegenheit zur Verehrung der Reliquie des hl. Donatus. ½3 Uhr Andacht zur Mutter Gottes. 4 Uhr Rosenkranz seitens des Müttervereins für das verstorbene Mitglied Johanna Hülser geb. Kremer. 4,20 Uhr Versammlung des Müttervereins.

Korschenbroich.

Sonntag, den 26. August 1934.

6 Uhr hl. Messe. 7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion der Kommunionkinder von 1930, 31, 32. ½9 Uhr hl. Messe. ½10 Uhr Hochamt. ½3 Uhr Andacht.

Liedberg.

Sonntag, den 26. August 1934.

7 Uhr hl. Messe mit gemeinschaftlicher hl. Kommunion des Müttervereins. 9 Uhr Hochamt (Speyerer Domfestmesse). 2½ Uhr Andacht um gedeihliche Witterung.

Werktags

Montag: Seelenamt für Cäcilia Windges geb. Blankenstein.
Dienstag: Jahrgedächtnis für Hermann Josef Florenz.
Mittwoch: hl. Messe im Herz-Jesu-Kloster.
Donnerstag: Fest. Segenshochamt für die Verstorbenen der Familie Müllenbroich.
Freitag: Gestiftete Lesemesse für Gottfried Eick und Eltern.
Samstag: Sechswochenamt für Therese Rademacher geb. Schmitz.

Sonntag ist das Hochamt für die Lebenden und Verstorbenen der St.-Sebastianus-Bruderschaft.

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt; für den übrigen Teil: Karl Feßel, Köln.

Die Dichterin des Nordens über die Stellung des nordischen Menschen zu Christentum und Kirche

Die neuen Deutschgläubigen sprechen gern vom „religiösen Urwillen des Volkes“, der als lebendiger Erbstrom durch die Jahrtausende fließe und die Artgemäßheit der Religion ausmache. Sie vernehmen diesen religiösen Urwillen aus den Ueberlieferungen des Volksganzen, aus den Stimmen der großen Dichter und Denker, aus denen das Seelentum des Volkes spricht. Wenn man nun von nordischer Religion, von nordischer Seelenhaltung redet, so kann man wohl annehmen, daß in diesen Dingen gerade der nordische Mensch am ersten in der Lage ist, Auskunft zu geben. Nun haben wir eine Künderin aus edelstem nordischen Blut, die Dichterin Sigrid Undset. Nach langem Suchen und Ringen hat sie vor Jahren den Weg zur Kirche Jesu Christi, die auch die Kirche ihrer norwegischen Vorfahren war, zurückgefunden. In dieser Dichterin tritt uns das religiöse Suchen des nordischen Menschen nach dem Ewigen und letzthin Unergründlichen in seiner ganzen Stärke entgegen. In ihrem Christentum lebt noch etwas von uralter Tiefe und Treue, das auch durch die Leere und Oede des modernen liberalen Denkens nicht auf die Dauer konnte unterdrückt werden. Sigrid Undset hat uns in ihrem Essay-Band „Begegnungen und Trennungen“ tiefe Einblicke in diese Haltung eines echten nordischen Christentums, auch in das Ringen darum, wenn es verloren gegangen, und in die furchtbare Tragik jener, die zu einem Neuheidentum zurückkehren wollen, tun lassen. In ihren Worten kündet die nordische Dichterin in der ihr eigenen Weise, wie die nordische Seele sich einfachhin nicht mehr von Christus trennen kann, wenn anders sie sich nicht selbst aufgeben will. Gerade darum verdiente Sigrid Undset heute besonders gehört zu werden. Weiß sie doch aus eigener Erfahrung, was ein Hinübergleiten in das „Neuheidentum“ bedeutet: „Unser Herr hat mich — wie so viele andere meinesgleichen — unmittelbar aus obdachloser Oede in seinen Schafstall eingefangen. Vor der Aufnahme in die katholische Kirche war für uns keinerlei Gehege, nicht einmal eine ganz lockere und notdürftige Einfriedung bereitgestanden, die wir gleich einer Hürde als unsere Heimstätte hätten betrachten können. Wie Schafe auf rauhem Hochlande irrten wir umher — aber dafür wissen wir jedenfalls ein wenig davon, wie es Schafen ergeht, wenn sie in den Zustand der Verwilderung zurückfallen, und können etwas davon erzählen, wie sich das Leben für junge Menschen ausnimmt, die ganz bewußt sich weigern, im Einfluß des Christentums auf die europäische Kultur etwas anderes als rein menschlichen Einfluß zu sehen.“

In einer bekenntnismäßigen Rechtfertigung ihrer Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche hat Sigrid Undset schon vor drei Jahren Gedanken über das Neuheidentum ausgesprochen, die geradezu wie Worte in unseren Tagen anmuten. Die Dichterin legt sich die Frage vor: Können Neuheiden, wie sie jetzt zu finden sind, noch einmal zum „alten“ Heidentum, zum Naturheidentum zurückkehren? Nein, sagt sie; denn die Voraussetzungen dazu fehlen. Es ist ein untilgbarer Teil von Europas Erfahrung und der Glaube unserer Vorväter, Gott selbst habe sich in der Fülle der Zeiten uns, den Menschen, von Angesicht zu Angesicht offenbart, er selbst habe uns in den Fragen über die ersten und letzten Dinge unterwiesen, und für uns, die Geschlechter späterer Zeiten, ist damit die Weltgeschichte zur Geschichte des Kampfes geworden, in dem die Menschen für oder gegen den geoffenbarten Gott streiten, der ganz anders als alle Mythen der Menschen über Gott und Götter war — der gab, was der Mensch als eine Gabe Gottes sich nicht einmal hätte träumen lassen, und Forderungen stellte, welche er Gott niemals zugemutet hatte.

Für den heute so sehr propagierten Gedanken, den mehr als tausendjährigen Einfluß des Christentums wieder rückgängig zu machen und dafür wieder an die vorchristliche Tradition anzuknüpfen, findet Sigrid Undset Worte scharfer Ablehnung: „Wollten wir von unserem Neuheidentum in das „alte“ Heidentum zurückkehren, so müßten wir einen ähnlichen geistigen Bruch mit unserer bisherigen Tradition vollziehen, wie ihn bei unseren Vorfahren die Annahme des Christentums bedeutete; denn für uns ist der christliche Gedanke ebensogut zu „unserer Tradition“ geworden, wie die alten Volksstämme in den heidnischen Zeiten auch ganz und gar aus ihren damaligen Traditionen heraus gelebt haben! Das nordische Volk, auch das germanische, ist so notwendig mit dem Geist des Christentums verwachsen, weil eben Germanentum und Christentum die denkbar innigste Verbindung und gegenseitige Durchdringung eingegangen sind, so daß die christliche Haltung dem germanischen Menschen geradezu zur Tradition geworden ist. Wir können aber nicht unser eigenstes Sein verleugnen.“

Die Dichterin stellt dann die Frage, ob wir uns, wenn wir in ähnlicher Weise, wie das Christentum seinerzeit mit dem Heidentum verfuhr, so jetzt mit dem Christentum aufräumen, auch wirklich wieder in die Situation zurückversetzen können, wie sie vor der Zeit des Christentums lag. Und ihre Antwort? Nein! Eben nicht! Das Heidentum, das sich noch erübrigt, wenn wir das Christliche in uns ausmerzen, ist etwas ganz anderes, als es das alte Heidentum war, in dem unsere Vorfahren lebten. Das neue Heidentum ist eine Kriegserklärung gegen einen Gott, der sich geoffenbart hat; das alte Heidentum hingegen war ein Liebesgedicht an einen Gott, der sich noch verborgen hielt, war ein Versuch, beim Göttlichen sich einzuschmeicheln, dessen Nahesein man rings um sich fühlte.

Man muß bedenken, das sagt ein durchaus nordischer Mensch, der die ganze Tragweite einer „Entsinkung“ ins Neuheidentum mitgemacht hat, und der gerade darum aus tiefstem vollhaften Fühlen heraus über all diese Dinge reden kann.

Aehnlich ist die Stellung, die der nordische Mensch zur Kirche bezieht, sobald er einmal in seiner Vereinsamung wieder die Größe und Liebe dieser Mutter erkannt hat. Die Dichterin bekennt: „So stand es um uns, als wir die Beobachtung machten, daß es eine Macht auf Erden gab, die von der Solidarität aller bei einem einzigartig großen Konkurse, bei einem Sündenfall zu berichten wußte. Auf Grund jenes Konkurses, der alle Menschen zusammen traf, hatten nach der Lehre dieser Macht als Konkursnachfolger alle Menschen auch Anteil an den Gaben Jenes, der unsere Schuld tilgte. Desgleichen mochten wir die Beobachtung, daß jene, die sich in ihren eigenen, selbstgeschaffenen Illusionen einzukapseln versuchten, immer auch darin übereinkamen, daß sie diese Macht fürchteten und haßten und sich ihr zu entwinden suchten. Wenn sie in gar nichts übereinstimmten, in dem einen waren sie doch einträchtigen Sinnes — im Kampfe gegen die katholische Kirche. Da war es in uns, als kämen wir mit einem Element aus einer anderen Welt in Berührung, und zum ersten Male in unserem Leben durchfuhr uns der Schrecken vor etwas Uebernatürlichem ... Wer sein Leben retten will, der muß es zuerst verlieren. Unter dieses Gesetz mußten wir uns beugen lernen. Für manche von uns war es leicht, sich zu fügen. Andere wiederum brauchten lange Zeit dazu. Vielen von uns war es da noch lange wie einem Wilde zumute, das in die Fänge des himmlischen Jagdherrn geraten ist. Andere fühlten sogleich, daß dies der Vater sein mußte, dem wir vor so langer Zeit einmal entführt worden waren, so daß wir gar nicht mehr wußten, wem wir eigentlich gehörten, den wir aber bei seinem ersten Worte wiedererkannten ... Vielleicht ist aber uns, die wir an allem und an allen zweifelten, ehe wir zum Glauben an Jesus Christus und seinen mystischen Leib, die Kirche, gelangten, vielleicht ist gerade uns die Aufgabe zugewiesen, Zeugen zu sein für die Ohnmacht menschlichen Hochmutes und die Macht Gottes!“

Noch einmal sei es gesagt, hier redet ein echt nordischer Mensch von unzweifelhaft nordischem Blute, und dazu die anerkannt größte Dichterin der Gegenwart. Wahrhaftig, diese Stimme wiegt viele andere auf, die ihr nordisches Blut erst noch nachweisen müßten.

Evangelium (Matth. 6, 24—33). In jener Zeit sprach Jesus zu Seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen. Darum sage Ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen, noch für euern Leib, was ihr anziehen sollt. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ernten nicht in die Scheunen, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer von euch kann mit all seinen Sorgen seiner Leibeslänge auch nur eine Elle hinzufügen? Und warum seid ihr in Sorge um die Kleidung? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch, sage Ich euch: Nicht einmal Salomon in all seiner Herrlichkeit war gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wieviel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich und saget nicht: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden? Um all das bekümmern sich die Heiden. Euer Vater weiß ja, daß ihr dies alles braucht. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugegeben werden.

Ohnesorg

Es war nach dem ersten, schweren Zusammenstoß mit den Pharisäern. Aus einer kleinen Streitrede hatte sich ein Gewitter mit Blitz und Donner über den Häuptern der Schriftgelehrten entladen. Schneidend fuhr ihnen das Wehe des Meisters entgegen. Bei einer Einladung hatte Jesus die vor der Mahlzeit übliche Waschung unterlassen. Darob entrüstetes Stirnrunzeln des Gastgebers. Jesus antwortet ihm: „Das Aeußere von Bechern und Schüsseln reinigt ihr sorgfältig. Dafür starrt euer Inneres von Raub und Schlechtigkeit.“ Den Schrecken des Pharisäers über diese Abfuhr kann man sich vorstellen. Sein ganzes Scheinleben geriet ins Wanken. Es genügte also nicht, diesem Mann eine gute Mahlzeit vorzusetzen, um ihn zu zähmen und der herrschenden Clique einzuverleiben. Er gab seine Distanz nicht auf, sondern vergrößerte sie zum unheilbaren Bruch. Ja, er schien nur darauf gewartet zu haben, seinem Herzen Luft zu machen: „Wehe euch, ihr Pharisäer! Ihr verzehntet zwar Minze, Raute und jedes Kraut im Garten. Doch um Gerechtigkeit und Gottesliebe kümmert ihr euch nicht.“ „Ihr liebt den Ehrenplatz in den Synagogen, sowie den Gruß auf den öffentlichen Plätzen.“ Die Pharisäer waren ja die Führer der Volkspartei und daher ängstlich bedacht auf die Gunst der Menge. Als Eiferer für das Gesetz und das nationale Wohl, wie sie es auffaßten, wußten sie doch einen erheblichen Anteil der zukünftigen Herrlichkeit zunächst einmal in die eignen Taschen zu lenken.

In diese Auseinandersetzung platzt nun „ein Mann aus dem Volke“ herein mit der Aufforderung: „Sag meinem Bruder, Meister, er soll das Erbe mit mir teilen!“ Der Heiland hatte nämlich das angebotene Mahl erst gar nicht angenommen, sondern sich aus dem Hause des Einladenden entfernt. Die Pharisäer aber waren ihm gefolgt, und so setzte sich die Auseinandersetzung auf der Straße fort. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, stellten sich auch der Zuhörer gar viele ein. In dem Bestreben, alles gut zu verstehen, traten sie einander auf die Füße (Luk. 12, 1). Und in diesem Gedränge benutzte nun „der Mann aus dem Volke“ die Gelegenheit, um sein Privatanliegen vorzubringen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß wandernde Rabbis auch als Schlichter in Anspruch genommen wurden, und zu anderer Zeit hätte der Heiland vielleicht auch einer solchen Bitte entsprochen. Aber in diesem Augenblicke war das Ersuchen des Mannes zum mindesten deplaziert, unangebracht. Wenn es sich um Entscheidungen von weltgeschichtlicher Bedeutung handelt, haben Privatinteressen zu schweigen. Dem „Manne aus dem Volke“ aber ging sein kleiner Vorteil über alles. Es war nicht die Sorge für das tägliche Brot, die ihn trieb, sondern die Angst um die „Erbschaft“. Vielleicht hätte seine Zudringlichkeit den Heiland nicht so gestoßen, wenn er nicht hinter diesem einen den Zustand des ganzen Volkes gesehen hätte. Aber das war es ja gerade, was den Herrn aufregte, daß „der Sauerteig der Pharisäer“ (Luk. 12, 1), ihre Gesinnung oder vielmehr Gesinnungslosigkeit auch das Volk angefressen hatte. Und so erklärt sich die scharfe Abweisung an die Adresse des Bittstellers: „O Mensch, wer hat mich denn zum Richter oder Erbteiler für euch bestellt?“ (Luk. 12, 14).

So erklären sich weiter die ernsten Mahnungen und Gleichnisse, die nun gegen Habsucht, irdischen Sinn und Lebensangst gerichtet werden, das Gleichnis vom nimmersatten Bauer und das heutige Evangelium. Es ist immer dasselbe: Der Mensch, der etwas hat, kann nicht genug bekommen, und wer nichts hat, verdirbt sich mit seinen Sorgen auch noch das Wenige, was er hat. Die Hauptsache aber vergessen beide: An die Seele denken die wenigsten. Nicht die Sorge für Irdisches an sich ist Sünde, sondern das Ausgefülltsein mit solchen Dingen, wodurch das Uebernatürliche ganz aus der Seele verdrängt wird. „Iß und trink“, spricht der habsüchtige Bauer zu seiner Seele, „und laß es dir wohl sein!“, gleich, als ob seine Seele ein Tier wäre (Luk. 12, 19), und der Arme kennt nur mehr eine Sorge: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken?“

Diese Gesinnung ist es, gegen die der Heiland ankämpft. Die Kinder des Gottesvolkes benehmen sich wie die Heiden, die nie die besondere Führung des Vaters im Himmel kennen gelernt haben. Jesus vermißt den Adel, der die Söhne Gottes auszeichnen soll, das volle, heilige Vertrauen, das dem Schirmherrn des Bundes gebührt. Wenn Israel nicht höher denkt, als die Heiden, was rechtfertigt dann noch seine besondere Stellung? Dann ist seine Zeit erfüllt, und der Augenblick gekommen, um einen neuen Anfang zu legen. Von seinen Aposteln erwartet der Herr nunmehr das, was das Volk als solches nicht mehr zu leisten imstande ist. Daher führt er sie in die Schule zu den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes. „Wenn Gott das Gras auf dem Felde, das heute steht und morgen den Ofen heizt, also kleidet, wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ Alle Lebensangst sucht er aus ihrer Seele zu reißen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib zwar töten können, doch weiter nichts vermögen! Fürchtet den, der übern Tod hinaus noch in die Hölle stürzen kann!“ (Luk. 12, 4. 5). Hier ist nicht jene Schnoddrigkeit gemeint (anders kann man es nicht bezeichnen), die das eigne Leben oder das Leben des Mitmenschen hinwirft wie ein schmutzig gewordenes Hemd, sondern jene heilige Bereitwilligkeit, das höchste irdische Geschenk Gottes, das Leben, den Händen des Vaters anzuvertrauen, bis er es uns einst herrlicher und glorreicher wieder zustellt. Aber diese Bereitwilligkeit zum Verzicht auf Leib, Leben und alles, was zum Leben gehört, wird vom Christen auch verlangt. Wie weit Gott sie antimmt, ist seine Sache. Die Bereitwilligkeit zur Trennung muß aber da sein. Je höher einer im Reiche Gottes stehen will, je mehr ihm anvertraut wird, um so mehr muß diese innere Loslösung fortschreiten. Die engsten Mitarbeiter Jesu sollen nicht nur nicht „suchen“, sondern sogar das Vorhandene noch wegschenken. Der Vater hat ihnen eine größere Aufgabe gestellt. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde“, sagt der Herr zu seinen Aposteln, „gefallen hat es eurem Vater, euch das Reich zu geben. Verkauft eure Habe und gebt sie als Almosen! ... Denn, wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“ (Luk. 12, 32—34).

Von seinen engsten Mitarbeitern, denen er das höchste Vertrauen entgegenbringt, verlangt der Herr also auch ein Vertrauen, das über das gewöhnlicher Christen hinausgeht. Er bestätigt das dem Petrus gegenüber, der ihn fragt: „Herr, beziehst du deine Worte nur auf uns, oder

1. Wie Peter und Hanna nach Köln gingen

„Du, Hanna!“ sagte Peter zu seiner Schwester. „Wir müssen morgen nach Köln, die kranke Tante Maria besuchen, hat die Mutter eben gesagt.“

Da staunte Hanna!

„Wie? Ganz allein?“ fragte sie ungläubig.

„Nein! Ist auch was fein? Ich bin doch bei dir; du brauchst doch keine Angst zu haben!“ tröste Peter.

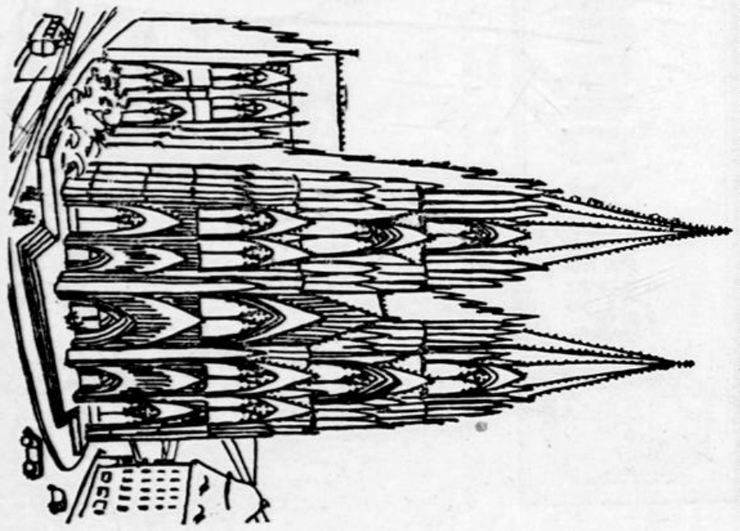
„Angst habe ich auch nicht! Aber ganz allein in die große Stadt Köln mit seren doch erst zweimal da! Und nur so kurze Zeit!“

„Schadet doch nichts!“ meinte Peter. „So, da! Rob mal auf! Das wird fein!“

„Ja, das glaube ich auch! Der Dom! Und der Rhein!“

„Und die Straßenbahnen!“ fiel Peter ein. „Und die Autos, u. die vielen Häuser!“

„Und allest Die große Stadt Köln!“ tubelte nun auch Hanna.



Am folgenden Tag frühmorgens gingen sie los. Hanna trug einen Korb mit Sachen und einen Blumenstrauß für die kranke Tante Peter hielt in einer Hand das Fahrgeld. Es war etwas breiterlei Stunde zu hören, denn der Zug machte einen großen Umweg.

„Du! Hanna!“ sagte Peter auf einmal. „Weißt du was? Wir geben zu Fuß! Da gerst und einer halben Stunde sind wir da! Wir sparen dann das Fahrgeld und können Tante Maria auch mehr schenken!“

„Ganz zu Fuß!“ entsetzte sich Hanna. „Schon wieder Angst!“ höhnte Peter. „Das! Da! Ich kenne den Weg!“

Da mußte sich Hanna fügen. Peter war älter als sie und ein Junge. Da mer nicht zu machen!

Und so tippelten die beiden über die lange Landstraße.

Zuerst sehen sie den prächtigen Dom

„Einmal erst war ich im Dom!“ sagte Peter. „Da, der ist groß! Jahrhundertlang hat man daran gebaut! Und so still ist es drin! Und so dämmerig. Ganz große, bunte Glasfenster in den Wänden! Und die Gebeine der Heiligen! Drei Könige sind im Dom, in einem Schrein, ganz aus Gold und Silber; und in einer anderen Kirche Gebeine der heiligen Ursula und der elftausend Jungfrauen, die ganz früher in Köln von den Hunnen erschlagen worden sind, weil sie Christen waren!“

„Das kann man ja noch auf dem Kölner Wappen sehen!“ meint Hanna ein. „Das kennt du doch!“

„Klar!“ sagte Peter. „Mit den drei Kronen oben und den elf Flammen darunter! Aber ich habe mal das Wappen abgebildet gesehen, da waren oben richtig drei Könige. Sogar den Mohr konnte man erkennen! Und unten richtig elf Jungfrauen! Da konnte man das noch viel klarer sehen!“

„Und der Rhein mit den Schiffen! Wie breit der ist! Und wie weit er herkommt, und wohin er fließt!“ fuhr Hanna fort zu plaudern.

Die Sonne wurde allmählich warm und drückend. Sie hatten noch weit zu gehen, das Land war jetzt ganz eben, und auf einmal — ja, da sahen sie in der Ferne ganz deutlich und klar die beiden Domtürme!

„Sieht du den Dom?“ rief Peter aus. „Und trifft Hanna vor lauter Freude in den Arm. „Siehst du ihn? Den Kölner Dom . . .?“

„Auf Ja!“ rief Hanna. „Ich sehe ihn! Ich sehe ihn!“

„Halt! Peter! Peter!“ rief sie. Da drehte sich Peter um.

„Du! Hanna!“ sagte er atemlos. „Die Domtürme! Wie hoch! Wie groß! Weißt du, was ich gern machen möchte? Mein ganzes Leben lang auf einem der beiden Türme wohnen! Da könnte ich weit sehen! Wohl bis in unser Dorf hinein! Und dann die große Glocke! Wenn die läutet, dann muß doch der ganze Turm beben! Und wenn ein Flugzeug kommt, das ganz nah vorbeifliegt, dann müßte man es doch sehen, und wenn niedrige Wolken sind, dann stehe ich oben im Blauen! Und dann regnet es unten, und ich lache die Menschen aus, die dann ihre Schirme aufspannen müssen . . .!“

2. Nun sind sie da!

Die Domtürme wurden immer größer, Häuser kamen mehr dazwischen, und dann standen sie vor dem Dom. Ganz hinten am Portal, wo die Bettler sitzen, und ein Verkäufer Ansichtskarten, und endlich, endlich waren sie drin!

Peter nur. Mehr bekam er nicht heraus.

„Das ist er, der Dom!“ flüsterte Hanna.

„Dann standen sie eine Weile still in all dem Trubel und schauten zu den Türmen hinauf.

„Sollen wir mal reinsehen?“ fragte Hanna antwortete Peter. „Zuerst sind wir doch schon auf uns!“

„Natürlich!“ sagte Peter.

Die Kirche war nicht weit! Sie mußten nur den vielen Schutzmann nach der Gartenstraße. Da war er schon vorbei. Ach, da war der Rhein mit den vielen Schiffen! Und drüben in Deutschland! Und dann der große Platz mit dem hohen Turm! Und Häuser, und Straßenbahnen und Autos, und es klingelte und tobte, und ein Mann mit einer Kurre rief immer: „Schön Appelsine drei Groschel!“ und ein anderer: „Heißkeits, Brötchens!“ und es war ein Höllenlärm und ein Mordsbetrieb.

„Peter! Wir müssen der Tante Maria noch etwas kaufen!“ sagte Hanna.

„Ach ja! Richtig!“ entsann sich auch Peter. Und sie gingen in einen Obstladen und kauften der kranken Tante für das Fahrgeld Weintrauben. „Die, gedacht, „meinte Hanna.

„Da wird sie sich Spaß haben!“ meinte Peter. „Sagt ist unser Fahrgeld weg! Jetzt müssen wir auch zurück zu Fuß gehen!“ sagte Peter.

3. Bei der Tante

Die Tante lag im Bett und war sehr krank. Als sie die Kinder sah — wie sie sich da freute! Und erst als die Kinder ihre Sachen auspackten! Die Weintrauben!

„Die haben wir dir mitgebracht!“ sagte Hanna stolz.

Da wollte die Tante wissen, wo die Kinder denn das Geld für ein so schönes Geschenk her hätten. Peter erzählte.

Und da ließ die Tante Kaffee kochen und Kuchen dazu holen, und die Kinder mußten erzählen von zu Hause und wie es den Eltern ging; und dann erzählte die Tante, und es war wirklich schön und gemütlich.

„Nach dem Essen mußt ihr euch Köln anschen!“ sagte die Tante. „Es ist mir nur zu leid, daß ich nicht mitgehen und euch Köln zeigen kann! Wir wollten dann in die Rheinanlagen gehen und zum Neumarkt, und dann Hohestraße und Schildergasse, und wenn ihr müdet wärt, könnten wir Kaffee trinken, und dann könnten wir uns das Hochhaus an der Rheinpromenade und auch die Tiere im Zoologischen Garten! Da wir würden dann auch mit einem Boot über den Rhein fahren und . . .“

„Ach, Tante!“ meint Peter ein, „das können wir alles auch allein!“

„Ja, Peter, du bist jetzt so groß! Ich glaube es auch fast . . .“

4. Peter und Hanna gehen in den Dom, und was sie da erleben

Nach dem Essen gab die Tante den Kindern noch eine Reihe guter Ratschläge, und dann gingen sie los.

„Natürlich!“ sagte Peter.

Sie liefen die hohe Treppe hinan und standen nun im Portal. Sie blickten sich um. Welch ein Menschengewimmel da unten! Und die vielen Autos und Straßenbahnen! Und Schutzleute standen an den Kreuzungen und regelten den Verkehr.

auf alle?“ (Luk. 12, 41). Jesus antwortet: „Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert werden; und wem viel anvertraut ist, von dem wird man um so mehr verlangen“ (Luk. 12, 48). Wem Christus die Ausbreitung und Leitung seines Reiches anvertraut, der darf nicht nebenher auf andere Dinge schielen. Es wird sich zwar zeigen, daß mit der Ausbreitung des Reiches Gottes auch eine Organisation, daß irdische Mittel, Boden, Häuser, Aecker, Geld und Steuern notwendig sein werden. Aber sie dürfen nie Selbstzweck für die Leute der Kirche werden.

Unser heutiges Evangelium ist also nur ein kleiner Ausschnitt aus einer höchst bewegten und wichtigen Auseinandersetzung, die an die tiefsten Gegensätze zwischen der Auffassung Christi und der Auffassung des verweltlichten Judäismus rührt, und nur in diesem Zusammenhange ist es richtig zu verstehen. Es handelt sich nicht nur um sittliche Grundsätze. Im Hintergrunde steht eine andere Grundauffassung der Religion. Auf der Seite der Pharisäer ist die gegenwärtige Welt der einzige Schauplatz des Reiches Gottes und erschöpft sich in den Begriffen Macht, Reichtum, Verherrlichung des Volkes Israel und seiner Glieder. Im Sinne Christi ist Reich Gottes die Auslese aller Völker, eine neue Welt innerhalb der alten, herausgeboren aus dem Wasser und dem heiligen Geiste. Man findet Zutritt zu ihr, indem man umkernt und sich von innen heraus umwendet. Was dem Pharisäer Hauptsache ist, ist für den Heiland nur „Zugabe“. Wenn wir eine Schachtel Zigaretten kaufen, so finden wir oben ein Bildchen als „Zugabe“. Wichtiger nimmt der himmlische Vater das nicht, was die Seinigen notwendig haben. Für den, der die Vögel des Himmels ernährt und die Lilien des Feldes kleidet, ist die Sorge für seine Boten und Mitarbeiter nur der Griff eines reichen Mannes in den vollen Kornhaufen. Was haben wir es noch nötig, uns Sorge zu machen, wenn wir den Herrn des Himmels und der Erde zum Vater und Auftraggeber haben? Aller Zwist und alle Not der Menschen dauern nach dem Erscheinen Christi auf Erden nur deshalb fort, weil wir den Auftrag Christi verkennen und vernachlässigen. Das Evangelium Jesu würde die Erde zum Paradiese verwandeln. Vertrauen und nochmals Vertrauen ist uns notwendig. Um so größeren Lohn wird es finden, je weniger die Zeitumstände zu ihm zu ermuntern scheinen.

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Gefallen hat es eurem Vater, euch das Reich zu geben“ (Luk. 12, 32).

Zehn Tage hinter den Vorhängen der Welt.

Um Heidelberg herum ist die idealste Landschaft, die man sich denken kann: Grüner Wald und blitzender Fluß, sanft verklingende Berge und weitgelagerte Ebene, Romantik in Burg und Stadtbild, in verdämmernder Ferne die Türme von Worms und Speyer als Zeugen vergangener Reichsherrlichkeit — das alles vereinigt sich zu einem Bilde, in dem sich die Seele mit Lust ergeht und großen Gedanken zugänglich wird.

War das der Grund, weshalb der Akademiker-Verband nicht nur seine Standesgenossen, sondern auch andere geistig Interessierte gerade nach Heidelberg eingeladen hatte, um ihnen die Vorhänge zu einer noch größeren, noch überwältigenderen Landschaft für zehn Tage zurückzuschlagen? Hinter den Vorhängen, die unser blindes Auge von dem Wesen der Dinge trennen, so ungefähr drückte es Professor Dr. Schmauß von der Universität Münster in seinen Vorlesungen wiederholt aus, rauschen die Kaskaden einer Welt, von der unsere sichtbare Welt nur ein schwaches Schattenspiel, nur ein letzter verhallender Tonwirbel ist. Ewigkeiten stürzen dort aus Ewigkeiten, Licht aus Licht, unendliches Leben aus unendlichem Leben. Vor dem Donner dieses Geschehens zittern die Engel, über seinem Strome erheben die Millionen der Geretteten lobpreisend und dankfagend ihre Hände; alles Leben der geschaffenen Welt, so gewaltig und erschütternd es auch auf uns einstürmt, ist nur ein schwacher Induktionsstrom, den dieses erste und Urleben in einem von ihm verschiedenen, aber von ihm geschaffenen und durchaus abhängigen Dasein erzeugt. Freilich bedarf es einer kühnen Tat, um sich auf Erden Eingang hinter die Schleier dieser Welt zu verschaffen. Ein kleiner Sprung ist notwendig und den Menschenkindern als innere Kraftprobe auferlegt. Diese Kraftprobe, diesen Sprung, diese Tat des Geistes nennen wir Glauben, und dieser Glaube fällt uns heute um so schwerer, je mehr Kraft wir vor diesem Vorhange, in der Erforschung und Beherrschung der sichtbaren Welt ausgegeben haben. Dennoch würde ein Verzicht auf den entscheidenden Schritt einen ungeheuren Verlust bedeuten. Ja, mit diesem Verzicht würden wir die eigentliche Welt des Daseins aufgeben, um uns mit Schatten und Bildern zu begnügen.

Ein Vergleich legt sich nahe: Was wußten wir vor einigen Jahren noch von jener kreisenden, stürmenden Welt der Atome, die wir täglich in unseren Händen tragen? Von jenen ungeheuren Kräften und Katastrophen, die sich in der Kleinwelt eines Steines, eines Holzstückes auswirken? Unser Auge sieht nichts von ihnen. Unsere tastenden Finger fühlen nichts von diesen Wundern. Und doch hat die neuere Atomlehre uns den schlüssigen Beweis geliefert, daß es diese Sternenwelt des Kleinen, über all unser Verstehen großartig und wirkungsreich, tatsächlich gibt. Vielleicht würden wir den Federhalter, den Kochlöffel aus unserer Hand vor Schrecken fallen lassen, wenn wir einen Einblick in das innere Geschehen dieser scheinbaren Ruhe hätten. Was kann aber dann, so fragen wir mit Recht weiter, diesen Menschen mit dem Wissen des zwanzigsten Jahrhunderts noch hindern, jenen letzten Schritt zu tun und von den unbegreiflichen Wundern der natürlichen Welt auf jene noch unbegreiflicheren der übernatürlichen Welt zu schließen, ohne deren Rückhalt die natürliche Welt immer unverständlicher, immer unbegreiflicher für uns wird?

In Heidelberg waren außer den gläubigen Katholiken auch viele Anhänger anderer Weltanschauungen vertreten, unter ihnen Träger sehr bekannter Namen. Ob sich einer von ihnen uns innerlich genähert hat, weiß ich nicht, aber mancher wird wohl dasselbe empfunden haben, was einer von ihnen mit den Worten aussprach: „Wie glücklich seid ihr Katholiken doch, die ihr euch in jener Welt hinter den Vorhängen mit einer Sicherheit bewegt, als ob ihr dort Kinder im Hause wäret! Was könnt ihr in dieser Welt eigentlich noch verlieren, wenn ihr jener Welt sicher und gewiß seid?“

„Kind in jenem Hause“! Ja, war es nicht dieses beglückende Gefühl, das die Teilnehmer der Heidelberger Tagung während jener zehn Tage immer stärker und seliger durchströmte und sie auch innerlich aneinanderband? In den Gemeinschaftsmessen, am Tische des Herrn, in der allabendlichen Komplet, zu den Füßen des schönen Marienbildes in der Jesuitenkirche zu Mannheim, ja auch auf den anschließenden Studienfahrten durch herrliches deutsches Land an den Ufern von Neckar und Main, durch den Schwarzwald und das Elsaß? Die Heidelberger Tagung war gewiß kein Exerzitienkursus, sondern ein theologischer Hochschulkursus für Laien, aber sie hat trotzdem mehr als mancher Exerzitienkursus gewirkt. Ließ sie doch die Laien teilnehmen an einem Höhenflug, der sonst nur dem Theologen vom Fach offen steht und gab einen Begriff von der Großartigkeit und Folgerichtigkeit unseres Glaubens, der nicht anders konnte, als Freude und Begeisterung für die Güter des Vaterhauses wecken. Nicht als kalte „Forscher“ und „Interessenten“ standen wir ja am Rande dieses neuen Landes, sondern im Bewußtsein, daß es sich um unsere Heimat, um unser Kindeserbe handelt, das uns unverlierbar ist, wenn wir treu sind und die Kraft aufbringen, im Glauben an dieses Land zu verharren. Solche „Exerzitien“ möchten wir überall veranstaltet wissen in Stadt und Land, um die Freude am Glauben zu mehren und seine Opfer leicht zu machen!

(Schluß folgt.)

Evangelium

(Matth. 6, 24—33). In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen: denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen oder trinken werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr nicht weit mehr als sie? Wer unter euch kann durch Sorgen seiner Größe eine Elle zusetzen? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie eine von diesen. Wenn aber Gott das Gras des Feldes, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also bekleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? oder: Was werden wir trinken? oder: Womit werden wir uns kleiden? Nach diesem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr dessen alles bedürfet. Trachtet aber zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und dieses alles wird euch zugegeben werden.

Sie Dichterin des Vorbens über die Ordnung des natürlichen Menschen

Die Dichterin des Nordens über die Stellung des nordischen Menschen zu Christentum und Kirche

Sigrid Undset hat nach langem Suchen und Ringen vor Jahren den Weg zur Kirche Jesu Christi, die auch die Kirche ihrer norwegischen Vorfahren war, zurückgefunden. In dieser Dichterin tritt uns das religiöse Suchen des nordischen Menschen nach dem Ewigen und Letztlin Unergründlichen in seiner ganzen Stärke entgegen. In ihrem Christentum lebt noch etwas von uralter Tiefe und Treue, das auch durch die Leere und Oede des modernen liberalen Denkens nicht auf die Dauer konnte unterdrückt werden. Sigrid Undset hat uns in ihrem Frau-Hand „Begegnungen und Trennungen" tiefe Einblicke in diese Haltung eines echten nordischen Christentums, auch in das Ringen darum, wenn es verloren gegangen, und in die furchtbare Tragik jener, die zu einem Neuheidentum zurückkehren wollen, tun lassen. In ihren Worten kündet die nordische Dichterin in der ihr eigenen Weise, wie die nordische Seele sich einfachhin nicht mehr von Christus trennen kann, wenn anders sie sich nicht selbst aufgeben will. Gerade darum verdiente Sigrid Undset heute besonders Erfahrung, was ein Heißt sie doch aus eigener Hinübergleiten in das „Neuheidentum" bedeutet: Unser Herr hat mich — wie so viele andere meinesgleichen — unmittelbar aus obdachloser Oede in seinen Schoßfall eingefangen. Vor der Aufnahme in die katholische Kirche war für uns keinerlei Gesetz, nicht einmal eine ganz Lockere und notdürftige Einfriedung bereitgestanden, die wir gleich einer Hürde als unsere Heimstätte hätten betrachten können. Wie Schafe auf rauhem Hochlande irrten wir umher — aber dafür wissen wir jedenfalls ein wenig darum, wie es Schafen ergeht, wenn sie in den Zustand der Verwilderung zurückfallen, und können etwas davon erzählen, wie sich das Leben für junge Menschen ausnimmt, die ganz bewußt sich weigern, im Einfluß des Christentums auf die europäische Kultur etwas anderes als rein menschlichen Einfluß zu sehen."

In einer bekenntnismäßigen Rechtfertigung ihrer Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche hat Sigrid Undset schon vor drei Jahren Gedanken über das Neuheidentum ausgesprochen. Die Dichterin legt sich die Frage vor: Können Neuheiden, wie sie jetzt zu finden sind, noch einmal zum „alten" Heidentum, zum Naturheidentum zurückkehren? Nein, sagt sie; denn die Voraussetzungen dazu fehlen. Es ist ein unübbarer Teil von Europas Erfahrung und der Glaube unserer Vorväter, Gott selbst habe sich in der Fülle der Zeiten uns, den Menschen, von Angesicht zu Angesicht offenbart, er selbst habe uns in den Fragen über die ersten und letzten Dinge unterwiesen, und für uns, die Geschlechter späterer Zeiten, ist damit die Weltgeschichte zur Geschichte des Kampfes geworden, in dem die Menschen für oder gegen den geoffenbarten Gott streiten, der ganz anders als alle Mythen der Menschen über Gott und Götter war — der uns heilig lernen. Für manche von uns war es leicht, sich zu fügen. Andere wiederum brauchten lange Zeit Milde zumute, daß in die Dinge des himmlischen Gartenherrn geraten ist. Andere fühlten sogleich, daß dies der Vater sein mußte, dem wir vor so langer Zeit einmal entführt worden waren, so daß wir gar nicht mehr wußten, wenn wir eigentlich gehörten, den wir aber bei seinem ersten Worte wiedererkannten . . . Vielleicht ist aber uns, die wir an allem und an allen zweifelten, ehe wir zum Glauben an Jesus Christus und seinen mystischen Leib, die Kirche, gelangten, vielleicht ist gerade uns die Aufgabe zugewiesen, Zeugen zu sein für die Ohnmacht menschlichen Hochmutes und die Macht Gottes!"

Mahnung.

Laß keinen Tag zu Ende gehn, — An dem nicht, eh' der Abend naht, — Ein Liebeswort von dir geschehn, — Sei's gutes Wort. Sei's gute Tat.

Drückt dich im Herzen eine Schuld, — so tilge sie, o lang es Tag, — So lange noch des Himmels Huld — Dir Kraft und Leben schenken mag.

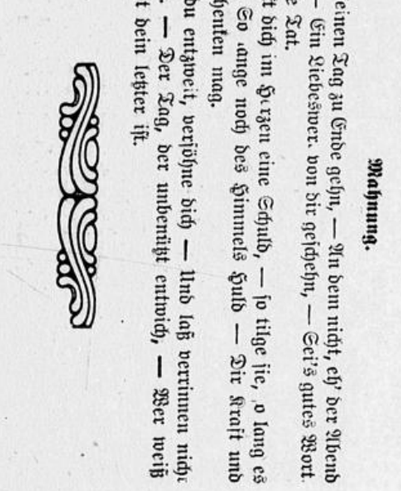
Bist du entzweit, versöhne dich — Und laß verrinnen nicht die Frist. — Der Tag, der unbenützt entwich, — Wer weiß ob's nicht dein letzter ist.

Kinderfonntag

Nr. 34 Köln, den 26 August 1934 Nr. 34



Wie Peter und Hanna nach Köln gingen



Wie staunten die Kinder über die Prozession der Heiligen im Dom

„Wo wollen die Leute nur alle hin?" fragte Hanna. Peter schüttelte erstaunt den Kopf.

Und dann gingen sie hinein in den hohen Dom. Was war es da ruhig, wenn man so von draußen kam; und nur ganz wenige Leute waren drinnen, die verschwanden fast in den schwindelnd hohen Schiffen.

Die Kinder nahmen Weihwasser und segneten sich. Dann gingen sie durch das Mittelschiff bis vor den Altar, wo die Ewige Lampe brannte, wo der liebe Gott wohnte. Seitwärts sahen sie einen Nebenaltar, da brannten ganz viele Lichter. Da stand hinter Glas ein funkelnder Schrein.

„Der Schrein der Heiligen Drei Könige!" flüsterte Peter.

Viele Leute knieten davor und beteten. Und Peter und Hanna knieten sich dazu und beteten mit. Nach einer Weile standen sie wieder auf und gingen durch das Seitenschiff zurück. Sie schauten zu den Fenstern auf, wie sie in allen Farben im Sonnenlicht glühten: rot und blau und grün, und betrachteten sich die Heiligen alle und lasen, daß die meisten Fenster früher von frommen Leuten aus Köln gestiftet waren, deren Namen meist in dem Glas zu lesen sind.

Dann setzten sie sich seitwärts in eine Bank mit ganz stillem und frommem Herzen und keines wagte zu sprechen.

Bis Peter Hanna sanft anstieß und sagte: „Hanna! Wir müssen gehn!"

„Ja, Peter", sagte Hanna. „Aber — bist du auch so müde? Sollen wir nicht noch ein bißchen bleiben? Hier ist es so schön!"

Da blieben sie noch ein wenig sitzen, und auf einmal merkte Peter, daß sein Schwesterchen eingeschlafen war.

„Sie ist sicher sehr müde!" dachte er sich. „Der weite Weg!" Und er wagte sie nicht zu wecken. Er fühlte auch plötzlich eine große Schwere in seinen Gliedern. Und auf einmal —

5. Da kommt eine große Prozession, und der Dom ist ganz hell!

„Wie hell ist es jetzt im Dom!" dachte Peter erstaunt. Und: „Hanna! Hanna!" flüsterte er. „Sieh mal! O wie schön!"

Da brannten im Dom Tausende Kerzen. Wie der Altar strahlte! Und der hohe Dom war hell von Licht bis unter das riesige Gewölbe!

Und auf einmal begannen alle Glocken in den Türmen zu läuten, die große Glocke am Rhein klang ganz tief und feierlich dazwischen, und die Orgel droben begann zu dröhnen und zu jubeln.

„Was ist das?" fragte Hanna und faßte Peters Hand.

Doch Peter konnte nicht antworten, denn plötzlich sprangen weit alle Portale des Domes auf, und eine Prozession zog herein, so schön hatten die Kinder noch keine gesehn! Zu Anfang sicher hundert Meßknaben in ihren roten Gewändern und weißen Chorhemden, die schwangen alle Rauchfässer. Wie süß der Weihrauch duftete! Und hinterher weiße Jungfrauen, unendliche Reihen, und jede der Jungfrauen trug eine Kerze. Da wurde der Dom noch viel, viel heller!

„Hanna! Hanna! Siehst du nicht?" flüsterte Peter. „Jede der Jungfrauen trägt ein rotes Mal auf der Stirn, wie ein Kreuz! Die elftausend Jungfrauen! Und sieh, da vorne, da, hinter dem Priester eine, die ist ganz herrlich, und ihr Auge strahlt so und leuchtet — das ist die heilige Ursula!"

Und die Orgel spielte noch immer, und auf einmal begannen die Jungfrauen alle zu singen! Sie sangen ein herrliches, heiliges Lied, das klang so jubelnd laut und hoch und doch so zart, daß die Kinder vor staunender Seligkeit sich nicht zu lassen wußten. (Schluß folgt.)

Verantwortliche Schriftleitung:
Maria Elisabeth Koch, Essen, Ortrudstr. 7.